

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 8 (1928-1929)
Heft: 2

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

herrschen soll, darüber wird der Ausgang des großen Colmarer Autonomistenprozesses bald Auskunft geben. Aber eines wird man sich dabei in Frankreich sagen müssen: Die französische Politik in Elsaß-Lothringen wird bei dieser Entscheidung die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gerichtet sehen.

Narau, den 7. Mai 1928.

Hektor Ammann.

Kultur- und Zeitfragen

Von deutschem Städtebau.

Städte stellen die durch Lebensnotwendigkeit bedingten Beziehungen der Menschen dar. Die Gemeinsamkeit der Niederlassung erfordert Unterordnung des Einzelnen unter eine schützende und ordnende Macht, die die Interessen zusammenfaßt. Diese schafft sich in Burg, Rathaus und schließlich in höherem Sinne in der Kirche ihren baulichen Ausdruck. Das emporsteigende Bürgertum überantwortet die Macht einer Mehrheit führender Persönlichkeiten, deren Selbstgefühl sich im großzinnigen Wohnbau behauptet. So ergibt sich uns aus abstrakter Perspektive Wuchs und Wesen des Städtebaus. Steigen wir nieder ins volklich Begrenzte und Bestimmte des Gestaltens, so weisen die Fäden hinaus über das bloß Städtebauliche, lassen uns aus dem Formcharakter einer Landschaft, dem Strophenbau eines Liedes, dem Kompositionsgesetz eines graphischen Blattes Einblick nehmen in die volkliche Eigenart.

Ein Wandern durch alte deutsche, etwa mitteldeutsche Städte reißt uns mächtig hinein in ein erstaunlich Besonderes, Intim-Menschliches, das an uns heranrückt und Seelenklänge ins Schwingen bringt. Was ist es, das uns so anfällt? Es liegt darin, daß alle Saiten zum Klingen kommen, daß jeder Bau, seinem Vermögen gemäß, sein Sondertum verkündet und diese individuellen Laute sich dennoch zu wohlgebundener Melodie zusammenschließen. Anlage und Ausbau der Straßenzüge sind durchaus eigenwillig, unlogisch, als wären ihnen innerhalb der Umsriedung die tollsten Sprünge erlaubt. In Braunschweig, in Hildesheim eilen sie in einem Satz voran, holen Atem auf einem ruhigen Platz, schnellen lazenbucklerisch auf, biegen spitzwinklig um und gelangen schließlich an den Wall, wo sie in schweigendem Kreis die Stadt umlaufen. Oder sie wenden in Nürnberg und Bamberg sich flink ins Innere, hüpfen über eine Brücke, die den Fluß überspannt und jubeln in eine Anhöhe empor. Fachwerkbau mit vorfragendem Obergeschoß und hoch ausschießendem Dach gibt Nürnberg und Rothenburg, Hildesheim und Braunschweig die bestimmende Note. Das spielt sich da aus von sachlichster bis zu abwegigster Gestaltung, sowohl im Aufbau wie Ausbau. Die etwas schematischen, mehr allgemeingültigen Formen der Renaissance wurden im deutschen Kulturfries nirgends recht heimisch, die freischöpferischen Impulse des Barock waren dem Ausdrucksbedürfnis eines individuell veranlagten Volkes besser verschwistert. Abseits und traumberloren spiegelt sich in Bamberg der vornehme Palast der „Concordia“ in den stillen Gewässern der Regnitz, das Rathaus aber setzt sich ausgesucht auf der Brücke fest, welche die Verbindung wichtiger Stadtteile bildet. In kraftvoller Ausformung sendet es hüben und drüben dem Kommenden einen Balkon entgegen und winkt zum Durchgang, den es wie ein Torbogen freundlich gewährt. Das Eigentümelnde baulichen Ausdrucks macht sich überall geltend, wo deutsches Fühlen sich ausspricht. Auch in unserm Lande finden wir es abgewandelt, zu nimmersatter Aufstürmung sich kaprizierend wie am Kindermarkt der Zürcher Altstadt, schwerfälliger und zögernder in Bern, am bewegtesten daselbst vielleicht in der Nydeggpartie.

Hinausstrebend über den engen Kreis der Einzelhaftigkeit sucht der Bürger gewerblichen und menschlichen Zusammenhang und bildet innerhalb des Gemeindeganzen auf Nutz und Frommen bedachte Zünfte. Die Gewerkschaft er-

baut sich ihr Haus, das repräsentieren will, große Räume fassen soll und mit imponierender Gebärde sich an einen belebten Platz, eine bedeutende Straße stellt. Das Knochenhaueramtshaus, der Sitz der Meißnerkunst in Hildesheim, zeigt den Eigenlaut des Privatbaues durch Steigerung in ein überpersönliches um. Vorkragende Stockwerke hinauf bis in die höchste Spitze des Giebels betonen den heftigen Höhendrang, überlächelt von frohem Farbenspiel. Braunschweigs Gewandhaus strebt mehr ins Würdevolle, ein vornehmer Steinbau mit kräftiger Gliederung und Mittenatzentuierung. Ihm reihen sich bei uns die Berner Kunsthäuser an, die ebenso wuchtig, wenn auch mehr breit ausladend sich zwar nicht freistehend aufrecken, sondern Schulter an Schulter mit den nachbarlichen Patrizierhäusern sich zusammenschließen. Auch Zürichs Kunsthäuser an der Limmat bekräftigen ihre Bedeutung durch die Horizontale, in Stein oder Fachwerk anmutvoll gegliedert. Vollste Entfaltung bürgerlichen Selbstgefühls ist dem Rathaus vorbehalten, das sich auch bei engem Rahmen würdig gibt. Ehrfurchterfüllt rauscht das Rothenburger Rathaus aus der spitzgiebigen Kleinwelt ringsum empor, zeigt sich neben seinen ältern gotischen Brüder an die Platzkante und schmiegt eine gediegene Renaissancehalle an die steigende Linie des Platzaufstiegs. In Nürnberg findet die stolze Schauseite in der engen Straße am Sebalduschor kaum Atem. Magdeburg zeigt uns einen maßvollen Bau, der heute allerdings durch die unmäßig bunte Bemalung wie mit farbblühenden Stacheln nach uns wirkt. Sie alle, wie übrigens auch die meisten schweizerischen Rathäuser wollen ein bürgerlich Reales, von Macht- und Selbstbewußtsein getragen, erhärten. Es gibt aber in Deutschland, vorwiegend im nördlichen, Rathäuser von fremdartiger Form, so wirklichkeitsfern, daß wir staunend den Klängen einer andern Welt lauschen. An einem stillen, sonntäglichen Platz in Braunschweig umfaßt es eine Ecke, bildet subtile Bogengänge im Erdgeschoß und wächst in gotischen Kirchenfenstern mit Spitzgiebeln bis über den Dachfirst hinaus. Wo finden wir da noch breites Bürgerbehagen ausgedrückt? Hier steigen wir empor über alles Zweckgebundene in ein Irrationales hinein. Die lentende und schützende bürgerliche Oberhoheit hat die Formen des Satralen übernommen, sich in sie hinaufgeschwungen.

Wo deutscher Geist Kirchen und Dome baut, da kündet er von tiefem Ernst, von grundsätzlicher Gottzugewandtheit. Liegt nicht hinter uns alles lastend Schwere, irdisch Trübe, Schlackenbehaftete, wenn wir in Bamberg eine steile Gasse erklimmen haben, eine Ecke umbiegen und leuchtend wie eine Vision der Dom über uns steht? In der feierlichen Ruhe und Klarheit der Romantik gewahren wir den Georgenchor, der innen Werke von prophetischer Größe wie die heilige Elisabeth birgt. Wie deutsch ist das: die Portale als Kinder nach außen sind gehalten, fast schweigend im Bildwerk, sie weisen hinein ins Innere, wo die Tiefen entströmen! Erfurts Hauptgotteshäuser, Dom und Severikirche, erheben sich abweisend auf einem Felsengrund, den man auf gewaltiger Treppe zu überwinden sucht. Auch Naumburg rückt seine Kathedrale, nebst der zierlichen Marienkapelle aus dem Bielerlei der Stadtmitte hinaus, läßt sie nach außen die Rhythmen ihrer architektonischen Gliederung schwingen und sich den gehaltreichen Lettner, die so lebhaftig lebensvollen Stifterfiguren für innen bewahren. Die zu einer Flucht gotischer Giebel ganz entmaterialisierte, hochreizende Langhausfront des Merseburger Domes beschützt in demutvoller Tiefe einen Klosterhof, durch dessen graue, streng geschwungene Bogengänge man nur wandelt, um letzten Dingen nachzuhängen. Die Braunschweiger Kathedrale reckt über mächtigem felsenhartem Sockel zwei massive Türme empor, die ein seelenzart unwirkliches, blumenhaftes Giebelfenster zwischen sich emporflammen lassen. In gerader Bahn führt eine Hauptstraße dem Würzburger Dome zu, der in sachlicher Klarheit den aufwärtsstrebenden Blick festhält. Überhoch ragt die einschiffige Jakobskirche in Rothenburg über Dächer, Tore und Türme empor. Das Zürcher Grossmünster scheint die ganze Unerbittlichkeit protestantischer Glaubensforderung darzutun zu wollen. Bern, Basel, Freiburg lassen ihr Münster hoch über dem brausenden Fluss sich erheben, Sinnbild des Ewigen über dem dahinfließenden Zeitlichen.

Deutscher Städtebau läßt uns an Gestaltetem ahnend erschauen, was deutsches Wesen an Höhen und Tiefen, an Klarheiten und Zwiespältigkeiten umfaßt. In breiten Sockeln Verbundenheit suchend mit dem tragenden, gesicherten Grund, erdverhaftet und zugleich himmelstürmend in Giebeln, die alle Schwere, allen wirklichkeitsfesten Daseinsgrund negieren. Freudiges Umranken der Alltagsdinge mit Schmuckformen, in die sich dann wiederum in bohrender Grübelei ein endlos verschlungenes Ornament versteckt. Romanische Kirchenportale verzichten in ernsten Profilierungen asketisch auf alle sprühende Schönheit eines Erdenuhrlings, wie etwa südfranzösische Kirchen sie hervorzaubern. Selten findet sich ein Ruhm in sich selbst, ein Genügen am Naturgegebenen, immer fast bleibt der mächtige Aufschwung zur Höhe, ein Drängen über die Grenzen des Weltlichen, ein Wollen über sich selbst hinaus.

Bern.

Hedwig Schoch.

Sprachmischung oder Sprachreinheit.

Infolge Verlorengehens des Korrekturabzuges sind in dem Beitrage von Dr. J. Rickenmann über Sprachmischung oder Sprachreinheit im letzten Heft mehrere, z. T. sinnstörende Druckfehler unkorrigiert geblieben, von denen wenigstens die drei folgenden namhaft gemacht seien: Es muß natürlich heißen *Purisifikationsbestrebungen*, nicht *Pazifikationsbestrebungen*; dann „gewisse Welsche“, statt „die Welschen“; und „die Sorbonne“, nicht nur „Sorbonne“.

Ferner ersucht uns Dr. Rickenmann noch um Aufnahme folgender weniger Sätze:

„Zur Entgegnung von Herrn Prof. Dr. v. Greherz habe ich nichts beizufügen, es wäre denn, daß ich am Erfolg der Sprachreinigung deshalb zweifle, weil die natürliche Lage die Sprachen in enge Verühring bringt und Wortschatz und Satzbau davon beeinflußt werden müssen. Wie sich die Angelegenheit der reinen Sprache für uns Alemannen ausnimmt, hat Herr Prof. v. Greherz noch keineswegs klar gemacht; daß die Grenzfälle, wo das Fremdwort überhaupt herrschend wird und das einheimische Idiom unnötig zu verdrängen droht, für mich nicht ins Kapitel des „laisser faire, laisser aller“ gehören, ist selbstverständlich, sonst müßte ich z. B. auch am Zustand der deutschen Sprache nach dem 30jährigen Kriege Gefallen haben und jene Sprachreiniger der Hamburger und Nürnberger Schule tadeln; man soll aber duldsam sein, wo zwei Ströme zusammenfließen, und auch an der heimlichen Vermählung der Idiome, die sich nicht nur in komischen Wortbildungen, sondern in sehr gelinden Abstufungen und Biegungen der Syntax offenbaren kann, nicht entsehlichen Anstoß nehmen. Ad absurdum zu führen ist leicht, wenn man nur die gröbsten Muster auf den Tisch legt; unnötig und unnatürlich aber bleibt es, auf der Sprachgrenze für absolute Scheidung zu kämpfen.“

Dr. J. Rickenmann.“

* * *

Eine weitere Meinung.

Die Bemerkungen von Herrn Dr. Rickenmann im Aprilheft dieser Zeitschrift sind eine Rundgebung für eine verbreitete Meinung, daß Sprachengemenge bei uns als Stärkung des nationalen Lebens zu betrachten sei. Das entspricht nun zweifellos nicht der welschen Auffassung, weder im burgundischen noch im langobardischen Landesteile. Dort wird vielmehr mit Eifer und Eifersucht über der Reinheit der eigentümlichen Kultur, hier der Italianità, wie sie es nennen, und dort der culture française gewacht und abgelehnt, was wiederholt im Aufsatz betont worden ist, daß man ein Mischvolk sei. Und doch wären eher die Welschen als solches zu bezeichnen, weil sich die germanischen Eroberer, eben die Burgunder, mit den ursprünglichen Einwohnern derart verschmolzen haben,

daß sie mit ihnen zusammen eine neue Sprache, eben die französische, gebildet haben. Das trifft aber für die deutsche Schweiz nicht zu; die einzelnen deutschschweizerischen Volkschaften sind keine Mischlinge; im Thurgau haben die Alemannen sehr kräftig gehaust und von der alten Bevölkerung nichts angenommen. „Wir“ sind darum kein Mischvolk; am allerwenigsten in der Sprache, wobei die Betrachtung hauptsächlich der Mundart zu gelten hat. Denn gerade die deutschschweizerischen Mundarten sind durchaus fremdwörterfrei, oder wo ein Wort auf ein fremdes zurückgeht, da ist es eingedeutscht worden. Das war in jener glücklichen Zeit, als unser Volkstum sich auf allen Gebieten in voller Schöpferkraft offenbarte. Aber auch heute noch verunstaltet das Fremdwort dieses nie hoch genug zu ehrende Erbe der Vorfahren weit mehr als etwa im Hochdeutschen, wenngleich wir ihm auch dort nicht das Wort reden möchten. Jeder Freund der Heimat empfindet es als überaus häßlich, wenn in einen währschaften steinernen Dorfbrunnentrog das Wasser aus einem dünnen gußeisernen Brunnenstock fließt. Nicht anders verhält es sich in der Mundart mit den Fremdwörtern. Z. B. gibt es kaum ein gemeineres, aber leider unendlich oft verwendetes Wort wie funktionieren. Es hat etwas unsäglich Knotenhaftes, wenn man tagtäglich hören muß etwa: mine Uhr funktioniert nümmme! in der breiten Aussprache, die gerade häufig dem Fremdwort gegeben wird, als letzter schwacher Anlauf einer erschöpften Sprachangleichungskraft. In der für die Bedürfnisse des täglichen Lebens unendlich reichen Fülle der Mundart ist die Ausrede, daß nur das Fremdwort die gewünschte feine Schattierung ermögliche, hinfällig. Sprachgemengsel ist Zeichen schwachen Volkstums und ist auch nicht wirksam zur Stärkung des staatlichen Zusammenhangs: einmal weil ein Teil davon nichts wissen will und weil zum Andern die Gleichmacherei alles andere als der schweizerischen, ob nun deutschen oder welschen, bleibt sich gleich, Wesensart entspricht.

Die Pflege der mannigfaltigen Eigenart der verschiedenen Landesteile steht einem kräftigen staatlichen Gemeinsinn nicht im Wege; je fruchtbarer das bernische Volkstum z. B. bleibt, um so lebendiger und schöner ist es auch mit der Eidgenossenschaft bestellt.

G. d. B. n.

Bücher-Rundschau

Die Richterneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages.

Richard Frankenberg: Die Richterneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages. Einzelschriften zur Politik und Geschichte, 24. Schrift, 177 Seiten, M. 7.50. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin 1927.

Über das deutsch-englische Bündnisproblem hat soeben ein Meister der Forschung und Geschichtsschreibung, Friedrich Meinecke, geschrieben; über einen anderen, früheren, nicht minder folgenschweren Schachzug der deutschen Diplomatie nach Bismarcks Entlassung, über die Richterneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages, handelt eine (zu Münster entstandene und angenommene, sodann erweiterte) Dissertation von Richard Frankenberg. Und die Dissertation darf meisterlich genannt werden. Auch hier scheint mir das Beste nicht zu liegen in der Umsicht der Materialverwertung und -durchleuchtung, auch nicht in den Resultaten an sich, wo vielleicht das letzte Wort noch nicht überall gesprochen ist; es liegt vielmehr in dem Willen und Vermögen, nationale Gefühle von wissenschaftlicher Forschung absolut zu trennen, keinen Finger breit vom Pflichtpfad des Historikers abzuweichen und damit der Wahrheit allein zu dienen. Daß aus Deutschland derartige Arbeiten zur neuesten Ge-